

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 2 — Sonntag, den 10. Januar 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

...und segne, was Du uns bescheret hast...

Nun hat das neue Jahr seinen Lauf begonnen. Wieviel Wünsche hatten wir auf unserem Herzen, ob wir auch soviel Gebete auf den Lippen haben? Da steht unser Bild an: wie fein doch Brüderlein und Schwesterlein schon das Tischgebet sprechen können. Kannst Du's auch so? In wievielen Familien wird das Tischgebet heute noch gesprochen? Das wir unser täglich Brot alle Tage haben, betrachten wir wohl als eine Selbstverständlichkeit und unser ganzes Sinnen und Trachten ist auch darauf gerichtet, daß unser Tisch stets reichlich gedeckt ist. Aber nun kommt es doch noch darauf an, wie wir uns an diesen Tisch setzen. Ist's immer voll Dankbarkeit gegen Gott, der uns alle Tage neu seine Gaben schenkt? Laßt uns sorgen, daß wir seiner Gaben auch wert sind! Dazu dient das Tischgebet, an das unser Bild heute erinnern möchte. Braucht sich keiner zu schämen, wenn er die wenigen Worte spricht: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast!“ Oder wollen wir ihn nicht zu Gaste haben, den Herrn Jesu, meinen wir wirklich, daß wir das tägliche Brot uns selbst verdienen können. Verdienen ja, ich will Dir's glauben, daß Du arbeiten kannst und Geld verdienen, aber ich kann Dir sagen, es hat Zeiten gegeben, da konntest Du für Geld und gute Worte kein Stückchen Brot bekommen. Wir brauchen nur an die Kriegszeiten und an die Zeiten der Teuerung zu denken. Damals zog ich durch ein armes steiniges Land über die Berge Albanien. Wir hatten die Taschen voll Geld, denn wir hatten alle unsere Habseligkeiten verkauft, die wir auf dem Rückzug nicht mit uns tragen konnten. Die Taschen waren voll fremden und deutschen Geldes. Aber als wir durch die endlosen Berge und Steinvüsten zogen, fand sich nicht ein armseliger Maiskolben für uns, an dem wir unseren Hunger hätten stillen können. So steht es mit dem Geld, was wir verdienen können und können es doch nicht gebrauchen, wenn uns Gottvater nicht seinen Segen gibt und uns eben Zeiten schickt, in denen wir uns wieder an den gedeckten Tisch setzen können. Seht, welch eine Gnade das ist, wenn wir alle Tage unser tägliches Brot haben. Die Menschen vergessen es aber nur all zu leicht, daß es eben eine Gnade ist, von der wir leben. Sie meinen, das müßte immer so sein, daß wir unser täglich Brot haben. Ja, sie haben

schon, wenn gelegentlich diese und jene Speise fehlt, die wegen irgendwelcher gesunden wirtschaftlichen Maßnahmen jezt einmal versagt wird. Da merken sie es gleich und fangen an zu meckern, so selbstverständlich ist es ihnen, daß sie alle ihre

Wünsche in leiblicher Beziehung erfüllt bekommen. Wenn wir das „Vaterunser“ sprechen, ist die Bitte um das tägliche Brot aber bei weitem noch nicht das Wichtigste, sonst stünde sie dort gewiß an allererster Stelle. Das sollte uns auch zu denken geben. Das tägliche Brot ist also noch nicht das Wichtigste, was wir zu unserem Leben brauchen, der Mensch macht es selbst nur zu seiner wichtigsten Aufgabe, dieses Brot zu beschaffen. Wir können ohne das Brot nicht leben. Können wir denn aber leben ohne die anderen Dinge, die Christus in seinem „Vaterunser“ dieser Bitte noch vorangesezt hat. Wie heißen doch die Bitten alle: Dein Reich komme, Dein Wille geschehe — eine ganze Predigt läßt sich zu jeder dieser Bitten sagen. Aber weil uns nun die Bitte um das tägliche Brot am nächsten liegt, wollen wir doch wenigstens hier erst einmal anfangen, zu bitten und zu beten. Dann ist doch erst mal der Anfang gemacht, mit seinem Vater im Himmel wieder in Verbindung zu treten. Ihn ums tägliche Brot zu bitten und ihm dafür zu danken, daß er es uns alle Tage in Gnaden gibt, ist doch wohl das Mindeste, was er von uns verlangen kann. Diese



Komm, Herr Jesu, sei unser Gast...

selbstverständliche Pflicht sollten wir wirklich nicht so vernachlässigen, denn es hängt von der Güte Gottes doch das Leben unseres ganzen Volkes ab. Was würde der Bauern Fleiß uns nützen, was würde es nützen, wenn wir um die Ernte schaffen Tag um Tag, wenn wir alle nur verfügbaren Kräfte einspannen würden, damit eben die Ernährung auch in diesem Jahre wieder sichergestellt wird, was würde das alles uns helfen, wenn Gottvater nicht Sonnenschein und Regen zu seiner Zeit gibt, auf daß Saat und Ernte auch reifen. An seinem Segen ist und bleibt doch alles gelegen und deshalb ist es auch ganz selbstverständlich, daß wir — wie unser Bild es lehrt bei Tisch die Hände falten. Das sei der Segen, der von unserem Bild heute ausgehe, daß wir wieder anfangen wollen, alle Tage unser Tischgebet zu sprechen: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast!“ S. Sdl.

Vom Segen der Arbeit bei der Schnitzkunst im Erzgebirge

Unser Bild auf der 3. Seite dieser Heimatblätter spricht zu uns vom Segen der Arbeit und wenn wir den jungen Meister bei seiner Schnitzkunst bewundern, dann müssen wir wohl auch an unsere erzgebirgischen Schnitzer denken, die in gleicher Weise das Schnitzmesser zu führen wissen. Der Segen dieser Arbeit aber wird uns besonders bewußt, wenn wir jetzt nach dem Christfest einmal Ausschau halten nach den Christgeburten und Bergwerken, die überall in unseren erzgebirgischen Ortschaften jetzt aufgestellt sind. Da fühlen wir es auf einmal, es gibt wohl keinen Flecken in unserem großen, deutschen Vaterlande, wo das Weihnachtsfest so wahrhaft deutsch gefeiert wird, als im Erzgebirge. Zur deutschen Feier eines Festes gehört aber vor allem, daß sie gemütvoll sei, denn das Gemüt ist gewissermaßen die Seele des deutschen Volkscharakters; und daß dem so ist, dafür können wir Gott nicht genug danken. Das Gemüt ist's, welches sich draußen, fern vom Vaterlande in so wundervoller Weise offenbart, sodaß auch hier der Deutsche von den andern Nationen äußerst wohlthuend absticht; das Gemüt ist's, welches aus des Deutschen Brust den unerschöpflichen Viedergewinn frisch und frei hervorsprudeln läßt und welches endlich dem deutschen Volkscharakter jene zum Teil mit Verbeeth gemischte Schlichtheit und Treuherzigkeit, kurz, jene Viederkeit verleiht, die den Aufenthalt in deutschen Landen so „gemüthlich“ macht und so eine der schönsten Eigenschaften dieses Volkes offenbart. Alle diese Eigenschaften, so lesen wir in einem ganz alten Bericht, dessen Ausführungen wir folgen lassen, finden sich in ausgeprägtester Weise im Charakter des Erzgebirgers: er ist fromm, er hat ein offenes Herz für die Schönheiten seiner Heimat, er ist fangenslustig und seine Urmüchsigkeit und Geradheit läßt ihn nur ausnahmsweise als ein wenig derb erscheinen. Es versteht sich von selbst, daß in Gegenden, deren Abgeschlossenheit eine Vermischung mit fremdartigen Elementen erschwert, die einzelnen Züge dieses Charakters sich reiner erhalten und schärfer hervortreten als dort, wo der stete Verkehr eine Art fluktuierender Bevölkerung erzeugt und die ursprüngliche Eigenart des Bewohners mehr und mehr schwinden läßt.

Will man aber den Charakter eines Volkes so recht erkennen, so besuche man seine Feste; insonderheit gilt dies von den Bewohnern des Erzgebirges, freilich gelangt ein Charakterzug nicht immer so zum Ausdruck, wie es wünschenswert ist, um ein allseitiges, vollständiges Bild von dieses Völkchen Leben und Treiben zu gewinnen: Wir meinen die tiefe, nicht selten an Aberglauben streifende Frömmigkeit.

Warum nun gerade die Weihnachtsfeier alle Eigenarten des erzgebirgischen Volkscharakters schrankenlos sich entfalten läßt, liegt in der Natur dieses Festes, welches ein Kinderfest ist wie kein anderes, ein Fest der Kinder, des Volks und der Völker. Gibt es ein historisches Ereignis, welches dem Gemüte mehr Nahrung böte als die in magischen Zauber, die in märchenhafte Poesie gehüllte Geburtsgeschichte des Heilands, dessen gnadenreiche Erscheinung zuerst armen Hirten auf Bethlehems nachbedeckten Triften kund ward? Kann irgend eine Tatsache die Phantasie mehr anregen als die Erzählung von jenen himmlischen Heerscharen, die jubelnd Anteil nahmen an der Menschwerdung Gottes und welche die innige Verbrüderung von Himmel und Erde der harrenden Menschheit kündeten mit ihrem tröstlichen „Friede auf Erden?“ So ward die Weihnachtszeit des Erzgebirgers Fest- und Weihezeit. Schon die wenigen

Wochen vor dem Feste wissen von einem überaus regen Leben und Treiben daheim in Haus und Hütt wie draußen auf Gassen und Straßen zu erzählen. Daheim wird geschnitten, gedreht, gesägt, gehämmert, gepappt, geleimt, gemalt und wie alle die großen und kleinen nötigen und unnötigen Bemühungen heißen, und jedes Familienglied nimmt, soweit nicht ernstere Berufsgeschäfte davon abhalten, daran teil, um möglichst zur Verherrlichung des schönen Festes beizutragen.

Willst du, freundlicher Leser, einen Einblick gewinnen in diese Zurüstungen, so tritt mit mir das Stübchen eines schlichten Bergmanns. Ihm gilt es denn vor allem, den geschnitzten, großen Engel, der am Feste mit seinen zahlreichen Dillen das bescheidene Stübchen weihnachtshell erleuchten soll, neu aufzuputzen; denn sein sonst so rosig dreinschauendes Antlitz ist rußgeschwärzt, das Flittergold seiner Flügel verwischt, und, vielleicht leidet er gar an dem oder jenem körperlichen Gebrechen.

Aber auch der stattliche, gleichfalls holzgeschnitzte „Bergmann“, gewöhnlich ein Steiger, vielleicht des Vaters wohlgetroffenes Conterfei, bedarf einer gründlichen Erneuerung: in seine Rechte bekommt er ein buntemaltes Licht; sein Rittel, das Federzeug, seine ganze Montur, wird standesgemäß hergestellt und der Fels, auf dem er steht, reich mit gehämmertem, silberblinndem Bleiglanz bestreut. Endlich geht's auch an die Instandsetzung des Drehleuchters, der „Permett“, welcher der Familie höchster Stolz ist; die oben horizontal befestigten Windmühlensflügel, welche vermöge der Lichtwärme die an der Achse befestigten Scheiben in kreisförmige Bewegung versetzen, müssen durch neue ersetzt werden; auf den Scheiben selbst, wo es sonst von allerlei zahmem und wildem Getier wimmelt, hat der Zeiten Flug arge Verwüstungen angerichtet; darum muß dieses in Wahrheit verlorene „Paradies“ — so heißt ein derartiger Tiergarten — aufs neue eingerichtet werden, um am heiligen Feste selbst durch den friedlichen Verkehr zahmer und wilder Tiere die Weihnachtsbotschaft: Friede auf Erden! predigen zu können. Zu all diesen wichtigen Arbeiten erklingen die alten und doch ewig neuen, nie ausgesungenen Weihnachtslieder, bei deren Weisen sich auch des Ärmsten eine festliche Stimmung bemächtigt.

Das zeigt sich besonders, wenn wir unsere Schritte hinaus auf die Straße lenken. Es ist bitter kalt, die Luft weht schneidend und ist mit feinen Eiskristallen erfüllt; der Schnee knarrt unter unsern Füßen. Doch horch! Welch' lieblicher Gesang tönt an unser Ohr? — Kinder sind's, welche gruppenweise von Haus zu Haus ziehen und gegen eine kleine Gabe, einen erwärmenden Trunk oder ein Stück „Stollen“ ihre Vieder singen; zuweilen zeigt sich auch ein Trupp Erwachsener, zumeist Bergleute, denen es weniger um den geringen Verdienst als um das Vergnügen zu tun ist: denn für viele, besonders für arme Kinder, besteht die größte Weihnachtsfreude in der Erlaubnis, singend von Haus zu Haus ziehen zu dürfen. Die Vieder selbst, vielfach im Dialekt gedichtet und echt volkstümlich geartet, gewähren einen tiefen, interessanten Einblick in die Weihnachtsitten und Gebräuche. Das bekannteste unter ihnen, welches eine Anzahl Strophen enthält, beginnt:

„Heit is dr heilge Ohnd, ihr Zeit',
Kommt rei, mr gieß'n Blei,
Un saht's dr Hanne Ruse aa,
Die muß bezeitn rei!“

's ist Abend geworden!

Friedlich und still steht der dunkle Wald,
Alles geht zur Ruhe nun bald;
Die ersten Sternchen blinken im Norden,
Geh' schlafen, mein Kind, es ist Abend geworden.

Ein Vögelschen holt noch ihr Junges ein,
Das Vögelchen glänzt im Mondenschein;
Bald tanzen die Elfen am Wiesenrain dorten,
Heimlich und leise ist es Abend geworden.

Auch du findest einmal Ruh' und Rast
Von deiner schweren, drückenden Last;
Dann holt dich der Herr nach den himmlischen Orten,
Und dann wirst du's fühlen: 's ist Abend geworden.

Anna Weigelt, Kühnhaide i. E. (15 Jahre alt).

Es ist nämlich eine im Erzgebirge weitverbreitete Sitte, an den drei heiligen Abenden (24. und 31. Dezember und 5. Januar) der Weihnachtszeit Blei zu gießen; die Gestalt, welches das durch den Ring eines ersonnenen Schlüssels getropfte flüssige Metall zeigt, gilt als bedeutungsvoll für die Zukunft. Ueberhaupt ist der Erzgebirger am eigentlichen heiligen Abend (24. Dezember) besonders abergläubisch. Die Natur draußen ist belebt von allerlei Geistern und überirdischen Mächten, die heute ihres Bannes ledig sind, und alle die geheimnisvollen Gewalten altgermanischer und slavischer Naturreligion werden wach. Die Vorgänge im Stübchen wie draußen im Freien, so z. B. das Geräusch des über dem Herdfeuer kochenden Wassers, werden belauscht und ahnungsvoll gedeutet;

am Wasserhaufe steht ein schwarzer Mann, der jedem, welcher nicht „recht fein“ beten kann, den Zutritt wehrt; alles Wasser in Quell und Fluß ist in der heiligen Nacht in edlen Wein verwandelt — kurz, nach der volkstümlichen Vorstellung des Erzgebirgers, in der sich Christentum mit den Ueberbleibseln uralter Heidenreligion vermischt, gehört diese alljährlich wiederkehrende Zeit zu denen, da selbst die geheimnisvollsten Mächte, die im Verborgenen sonst zu schaffen pflegen, frei waltend hervortreten. Betreten wir mit der muntern Kinderschar ein erleuchtetes Zimmer, so sehen wir drin eine sogenannte „Krippe“ aufgestellt; man versteht darunter die Darstellungen der Geburts- und Kindheitsgeschichte, oder auch des ganzen Lebens Jesu, meist von einfachen Handwerksleuten verfertigt. Größere und kunstvollere Gebilde werden auch gegen ein geringes Entgelt der öffentlichen Besichtigung dargeboten. Den Glanz- und Höhepunkt des ganzen Festes bilden aber

die sog. „Mette“, jene kirchliche Feier in stiller Morgenfrühe des ersten Feiertags. Schon lange vor dem Beginn derselben, während Stadt und Land noch in tiefem Schlummer liegt, ertönt vom hohen Turm herab das sogenannte „Turmglocken-auf!“ („Der Heiland ist erschienen, das große Licht der Welt, Glückauf!“) und das „Ehre sei Gott in der Höhe!“ mit Instrumentalbegleitung oder vom Kirchenchor gesungen, gleichsam der feierliche Weckruf und Morgengruß für Jung und Alt. Später beginnt der Mettengottesdienst. Die Kirche ist in ihren weiten Räumen durch Kerzenschein märchenhaft erleuchtet: Sitzreihen, Emporenbrüstungen, Altar, Kanzel — alles ist mit Lichtern bestückt und scheint in einem Lichtermeer zu schwimmen, und das trunkene Auge vermag sich nicht satt zu sehen an dem bezaubernden Glanze. Auf den Emporen sitzen die Bergleute mit den brennenden Grubenblenden auf der Brust, Weibhauchdüfte, ein

Ueberbleibsel aus katholischer Zeit, erfüllen die Luft und verdrängen den Kerzengeruch. Die Menge sitzt und steht Kopf an Kopf gedrängt, wo nur immer ein Plätzchen sich befand. Den Mittelpunkt der Feier bildet nicht die Predigt, sondern die „Weissagung“: „Höret an von Christo die Weissagung“ usw., der in Musik gesetzte Text von Jer. 9, 2—7, gesungen von einem Chorknaben, welcher ein 12büchiges Licht in seiner Rechten haltend und in alter Zeit auch mit weißem Gewande, goldenen Flügeln und goldener Krone geschmückt, den die Geburt Christi verkündigenden Engel darstellen soll. Wir haben nicht den Beruf, uns über Wert und Unwert der Musik oder überhaupt dieser Sitte hier zu äußern: so viel steht indes fest, daß

der Erzgebirger mit einer Fähigkeit an seinen Christmetten hängt, daß alle Versuche, sie abzuschaffen, im voraus als vergeblich bezeichnet werden müssen. Nach beendeter Gottesdienste geht's heim: denn nun erst hat das „Bornfinnel“ (geborenes Kindlein) seine Gaben ausgebreitet für Jung und Alt, und die Hütte des Beringen wie das Prunkgemach des Reichen strahlt im herrlichsten Lichterglanze, während Räucherkerzen dafür sorgen, daß es nach Weihnachten reucht.“ Was nirgends fehlen darf, das ist der traute Tannebaum. O, ich weiß es ja: wenn die Armut in der zerfallenden, dem Wind und Wetter preisgegebenen Hütte nichts hat, womit sie die hungernden und frierenden Kleinen daheim erfreuen könnte, daß auch aus ihren tränenfeuchten Augen ein heller Freudenstimmer leuchte, dann bist du es, immergrüne Tanne, die du die Hoffnung auch in des Ärmsten Herzen fortglimmen lässest oder auch wehmütig ihre Blicke zurücklenkst in jene seligen Tage, da



noch ein sorgender Vater, eine liebende Mutter den Weihnachtsstisch deckten!

Aber das eben ist des Erzgebirgers Art, die ihm Gott immerdar erhalten möge, auch unter den bescheidensten und dürftigsten Verhältnissen zufrieden und glücklich zu sein; er trägt seinen Schatz in sich: ein biederes, frommes Herz, welches ihn beim Mangel alles äußeren Glückes reich sein läßt in dem Segen seiner Arbeit und in der Tiefe seines Gemütes.

Unsere Leser werden die Ausführungen gewiß mit Interesse gelesen haben und im Stillen nun selbst Vergleiche angestellt haben mit den Gepflogenheiten in unserer Zeit. Vieles ist geblieben von dem alten Brauchtum und wir müssen dem Autor recht geben, der seinen Bericht über das Erzgebirge im Jahre 1884 geschrieben hat. Wir Erzgebirgler halten fest an unserer Art, an unserm Brauchtum und an unseren Sitten!

5 Erdteile ♦ 5 Schicksale

(1. Fortsetzung.)

Ich verbrachte noch mehrere Tage im Duar meines Freundes Abd el Abdil. Bevor ich in Begleitung zweier seiner Leute, die mich auf sicheren Wegen über das Massiv des Beni-Snassen bis Algeriens Grenze bringen sollten, die Reise antrat, rüdte ich mit der lange zurückgehaltenen Frage heraus: „Haben Sie niemals Sehnsucht nach Ihrer alten Heimat empfunden?“

Abd el Abdil hielt meine Hand in seiner riesigen Faust und schwieg. Doch seine Augen bekamen einen merkwürdigen Glanz. „Werden Sie eines Tages nach Deutschland zurückkehren?“ forschte ich weiter.

Und der Raib erwiderte: „Insch Allah!“ — Wie es Gott gefällt.

Der Robinson der Lilieninsel.

Wo der Selt in Strömen floß.

Ja, Hamilton war klein, aber fein! In der Hauptstadt auf Mainland floß der Champagner, der Whisky, der Rheinwein und der Bordeaux in Strömen. Damals, da Amerika arm und wieder naß ist, ist es auf den Bermuda-Inseln still geworden. Aber in den Jahren der beiden amerikanischen „Pro“ — Prohibition und Prosperity — widerhallten die Hotels, die Bars und Nachtlokale Hamiltons von Lärm des Jazzbandes und dem Knall der Sektproppen.

Ein großer Passagierdampfer hatte seine geräuschvolle Fracht von amerikanischen Businessmännern, deren Frauen und Kinder gerade wieder ausgeladen und die Straßen der Insel, deren Boden bis zum heutigen Tag kein Auto und Motorsfahrzeug berührt hat, wurden von den lauten und neugierigen Touristen überflutet.

Jemand rief mich beim Namen. Ich wendete mich um und erkannte Miß Jefferson, eine junge, sehr hübsche Amerikanerin, der ich vor Wochen in Philadelphia vorgestellt worden war. Nach einem herzlichen Händeschütteln erzählte sie mir, daß sie mit ihrem „Daddy“ soeben angekommen sei. Schon tauchte auch Miß Jeffersons Vater, ein reicher, jovialer Geschäftsmann, neben uns auf. Ich begleitete Vater und Tochter bis zu ihrem Hotel und wollte mich verabschieden. Doch Mr. Jefferson bestand darauf, daß ich mit ihnen lunchte.

Nach dem Essen verließ uns der Geschäftsmann, denn er war nicht nur zu seinem Vergnügen nach Hamilton gekommen. Er besaß Interessen an einen der großen Alkoholschmuggler-Konzerne, die damals ihren Sitz auf Bermuda hatten. Das war ein in jeder Beziehung faïres Business, an dem Kapitalisten, Weinexporteure, Kognat- und Whiskyfabrikanten aller Herren Länder beteiligt waren.

Wunder der Natur.

Miß Jefferson und ich liehen uns Fahrräder — das einzig zugelassene moderne Beförderungsmittel auf den Inseln — und fuhren hinunter zum Strand. In den lauen Fluten des Ozeans wimmelte es von Badenden. Miß Imperia — die stolzen Vornamen der Angelfächinnen bildeten schon immer mein Entzücken — wäre gern ihrem Beispiel gefolgt, doch da sie kein Badekostüm hatte, mußte sie auf das Vergnügen verzichten. So beschloß wir einen Ausflug zu den Korallenriffen. Diese Fahrt war von keinem der Besucher Bermudas veräußt. Die Boote mit ihrer schwarzen Besatzung — zwei Drittel der Bevölkerung der Insel sind Neger — haben einen Glasboden. Das kristallklare Wasser des Ozeans erlaubt einen Blick in Tiefen, die stellenweise mehrere Tausend Meter erreichen.

Was sich hier unseren Augen darbot, ist mit Worten schwer zu beschreiben. Korallenfäulen, in allen Farben und Färbungen gleichend und schimmernd, stiegen steil vom Meeresgrund auf. Fische von nie gesehener Form, bunt wie

Begegnungen mit deutschen Männern in fernen Ländern / Ein Erlebnisbericht von Andreas Polher.

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W 35

der Regenbogen, flühten und schnellten nach einem unbekannten Rhythmus vorbei. Fantastische Gebilde aus Korallen wechselten wie in einem wunderbaren Kaleidoskop. Dieser Zauber des Ozeangrundes machte unsere Augen allmählich trunten.

Miß Imperia preßte meine Hand und stieß kleine Laute des Entzückens aus. Schließlich, ermüdet von den Offenbarungen der Meeresstiefe, wendete sich unser Blick wieder der Oberfläche zu. Was hier das Auge sah, war kaum weniger grandios. Die Bermudas bestehen aus 360, durch Regen und Brandung wunderbar zerrissenen kleinen Inseln und Klippen. 340 der Inseln sind unbewohnt.

Unser Boot, durch kräftige Ruderschläge vorwärts getrieben, glitt zwischen den Inseln dahin. Aus ihrem sandigen Ralkboden mit der nur dünnen Schicht von lebender Korallen sprossen Blumen hervor. Blumen rot und blau, orangefarben und weiß, golden und violett wie das Gewand eines römischen Bischofs.

Imperia, die junge mondäne Großstadtdame, seufzte: „Oh, wenn man hier leben könnte, auf einer dieser herrlichen, unbewohnten Inseln. . .!“

„Ja, Miß Jefferson, das wäre außerordentlich romantisch, aber — auf die Dauer wohl etwas langweilig. . .“, erwiderte ich lachend.

Ein kleiner, untersehter Herr mit Kneifer, so gar nicht der landsläufige Typus des Briten, obgleich er, wie ich später erfuhr, Engländer und Beamter einer Behörde auf Mainland war, mischte sich in unsere Unterhaltung: „Auf einer der entferntesten Inseln lebt schon seit Jahren ein Mann ganz einsam. Irrenden verrückter Amerikaner. . .“

„Oh, den müssen wir besuchen!“ rief Miß Imperia, sofort Feuer und Flamme. Ich mußte ihr versprechen, sie auf dieser Fahrt zu begleiten.

Am nächsten Tage versuchte ich, über den Robinson etwas zu erfahren. Doch den Leuten, die ich in Hamilton befragte, war nicht bekannt, daß eine der zahlreichen einsamen Inseln einen Bewohner hätte. Endlich, nach längerem Herumfragen, wies man mich an einen Großhändler von Blumenwiebeln, und dieser wußte tatsächlich Bescheid. Vor allem erfuhr ich, daß der Bewohner der „Lilieninsel“ — so nannte man das kleine Eiland — in Wirklichkeit ein Deutscher war.

Alkoholschmuggler!

Run erwachte meine Neugier, und obgleich die launische Imperia Jefferson ihr Interesse für die kleine Insel verloren hatte — ich glaube, daran war der elegante englische Captain schuld, dessen Bekanntschaft Imperia nach unserer Fahrt zu den Korallenriffen gemacht hatte — beschloß ich, die Reise zu unternehmen.

Die Inhaber der Motorboote forderten für die Hinfahrt einen für mich unerschwinglichen Preis. Erst nach mehreren Tagen fand ich die Reisegelegenheit nach der „Lilieninsel“. Der Kommandant eines der zahlreichen außerordentlich schnellen Motorsfahrzeuge, die unter nicht geringer Gefahr den auf Bermuda aufgestapelten Alkohol zur amerikanischen Küste schmuggelten, erbot sich, mehr aus Gutmütigkeit als um des (für ihn unbeträchtlichen) Fahrpreises willen, mich auf der „Lilieninsel“ auszuweisen.

Und so geschah es.

Als das kleine Eiland im glitzernden Sonnenschein auftauchte, bot sich meinen Blicken ein Bild von märchenhafter Schönheit. Soweit der Blick reichte, sah man nur Lilien, Tausende und Abertausende herrlich gewachsener weißer Lilien, deren betäubender Duft schon von weitem zu verspüren war.

Die Insel der hunderttausend Lilien.

Das Motorengeräusch des davonschießenden Bootes erstarb allmählich, und ich stand noch immer wie angebannt auf demselben Fleck, wo ich die Insel betreten hatte. Endlich raffte ich

mich auf und schritt den schmalen Pfad, der inmitten der im Seewind wogenden hunderttausend Lilien in das Innere der Insel führte, entlang. Und jetzt erst wurde ich meines Draußgängertums bewußt. Wie, wenn der unbekannte Bewohner dieses Eilandes keinen Besuch wünschte? Noch dazu einen Besuch, der gezwungenermaßen mehrere Tage, bis das Alkoholboot, seiner Last entledigt, wieder vorbeikam, hier verweilen wollte. Wie, wenn der Robinson der „Lilieninsel“ ein Menschenfresser war? Nun, zu ähnlichen Betrachtungen war es zu spät; umkehren konnte ich nicht mehr.

Robinson erscheint.

Plötzlich war das Lilienfeld zu Ende, und ich erblickte ein kleines schmuckes Holzhaus; eine Art von Bungalow mit einer breiten Veranda. Aber kein Lebewesen war zu erspähen, auch nicht als ich schon vor dem Hause stand und laut rief. Zögernd betrat ich die Veranda. Auf einem Liegestuhl mit buntem Ueberzug lag ein offenes Buch. Mechanisch griff ich danach und war sehr enttäuscht, als ich sah, daß es ein englisches Buch war.

„Good morning, Sir!“ erklang plötzlich hinter mir eine Stimme.

Ich wendete mich um.

„Habe ich Sie erschreckt?“ fragte ruhig lächelnd der Mann, der vor mir stand. „Ich sah Sie mit dem Boot ankommen“, erklärte er. Er war von mittlerem

Buchs und von schwer bestimmbarem Alter; seine noch dichten Haare waren bereits ergraut. Er trug einen zerdrückten, doch sauberen Leinenanzug; sein saltiges Gesicht war tadellos rasiert. Geduldig wartete er auf meine Erwiderung.

„Sir“, begann ich endlich, „ich weiß nicht, ob Sie meine Aufdringlichkeit verzeihen werden. . . . Ich hatte durch Zufall erfahren, daß ein Landsmann seit Jahren einsam auf dieser Insel lebt, und ich faßte den Entschluß, ihn zu besuchen. . . . Auf die Gefahr hin, daß mein Besuch unwillkommen sei. . . .“

„Seien Sie willkommen, Landsmann!“ schnitt mir, jetzt deutsch sprechend, der weißhaarige Mann jede weitere Entschuldigung ab. Er besaß eine tiefe, melodische Stimme, man hatte das Empfinden, als rezitierte er.

Ich nannte meinen Namen und fand dieses konventionelle Gebaren des Stadtmenschen gleich danach etwas lächerlich, denn der Bewohner der „Lilieninsel“ verneigte sich nur stumm. Was hatte auch für zwei Menschen, die sich auf einer einsamen Insel plötzlich gegenüberstanden, ein Name zu sagen?

„Sie werden hungrig sein,“ sprach jetzt die wohlklingende Stimme. „Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich bin gleich wieder da. . . .“

Ohne meine Antwort abzuwarten, verschwand er in dem Hause. Als er wiederkam, trug er ein Tablett. „Kommen Sie, wir wollen einen kleinen Imbiß verzehren,“ lud er mich ein.

Auch „Freitag“ meldet sich.

In einer Ecke der Veranda standen ein rohgezimmelter Tisch und zwei Korbstühle. Wir nahmen Platz. Das einfache Gericht — verschiedene Salate, kaltes Gemüse und Eier — schmeckte mir wie selten. Wir tranken dazu einen vorzüglichen Porto.

„Sie haben es herrlich hier!“ rief ich mit einem Blick auf das bezaubernde Lilienfeld begeistert aus. „Mutterseelenallein auf der Insel!“

„Nicht ganz, junger Freund! Robinson hat seinen Freitag.“

Und wie auf Stichwort tauchte in diesem Augenblick eine schwarze Gestalt auf. Bei meinem Anblick blieb der kräftige junge Neger überrascht stehen; das Weiß seiner Augen weitete

sich. Er war nur mit einer kurzen Hose bekleidet, der nackte, muskulöse Oberkörper hatte die Farbe von Ebenholz. Mein Gastgeber machte einige rasche Zeichen, der Schwarze eilte an uns vorbei in das Haus. „Er ist taubstumm,“ erklärte mein Tischgenosse.

„Und jetzt will ich Ihnen mein Besitzum zeigen; ob schon das Wort, bis auf das Haus, nicht ganz zutrifft. . . .“ sprach er, als Schüssel und Teller leer vor uns standen. Er schritt voran, und ich folgte ihm. Der Bungalow bestand aus einem großen, quadratischen Raum, dem Wohngemach des Hausherrn, einer Küche und einer



Es schneit . . .

anschließenden Kammer, in der der Schwarze hauste. Die Einrichtung war beinahe primitiv, doch alles war freundlich und peinlich sauber. Ueber dem spartanischen Ruhelager des Hausherrn standen auf einem langen, ungestrichenen Holzpaneel Bücher. Englische und vor allem deutsche: Werke der Klassiker, Dramen und Gedichte. Mein Begleiter setzte einen breitrandigen Strohhut auf, und wir schritten wieder ins Freie.

Die „Schätze“ der Insel.

Ich sprach erneut mein Entzücken über die wundervollen Lilien aus und erfuhr, daß sie ihrer Zwiebel willen gezüchtet wurden. In bestimmten Zeitabständen kam das Motorboot des Hamiltoner Großhändlers, der Abnehmer der Blumenzwiebel war. Die Lilienzwiebeln der Bermudas sind von allen Züchtlern der Welt begehrt; dem Robinson der „Lilieninsel“ waren bereits verschiedene neue Kreuzungen geglückt. Aber nicht nur Lilien gab es auf der Insel. In ihrem segensreichen Boden, der eine mehrmalige Ernte im Jahre ergab; gediehen Kartoffeln von unglaublicher Größe; herrliche Tomaten wuchsen hier und zahlreiche Arten Gemüse. Ich sah fruchttragende Orangenbäume und Pflanzen, aus deren Knollen das Arrowroot (Pfeilwurzelmehl) gewonnen wurde.

Mein Begleiter zeigte mir die Regenwasser-Zisternen; denn man findet auf keiner der Bermuda-Inseln Quellen oder Brunnen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichten aus dem Erzgebirge

Das Geheimnis in der Bodenkammer.

Se hieß Franziska und bewohnte die Mansarde im Hause meines Vaters. Franziska oder Franzel, wie ich sie nennen durfte, war schon eine ältere Frau. Sie war abergläubisch und konnte so schöne Schauer geschichten erzählen. Ihr Mann ging in den Schacht. Er verdiente soviel, daß er seine Familie recht und schlecht ernähren konnte. Die beiden Alten hatten drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Der ältere Sohn diente in einem vogtländischen Städtchen beim Militär — der Vater war stolz auf ihn — der andere, ein kleiner, schwächlicher Junge, das Nesthockerchen, wurde mein Freund. Ihm gegenüber fühlte ich mich stark und mächtig, und meine wildesten Bubenstreiche und Abenteuerfahrten habe ich mit ihm ausgeführt. Er hat viel leiden müssen — um meinetwillen. Es war nicht recht von mir. Wie hat er mich oft so traurig mit seinen Braunaugen angesehen und nach seiner Mutter gerufen — draußen auf einsamer, dunkelnder Weide oder an verlassenem Feldrainen. Er hat nichts von alledem zu Hause gesagt. Franzel konnte sich's deuten, wenn sie unsere lehmstrogenden, nassen Schuhe und unsere frostblauen Gesichter ansah. Ihre Stirn legte sich dann immer in Falten, zwei dunkle Augen, groß aus ihren Höhlen hervortretend, schossen geheimnisvolle Blicke auf mich. So kam sie in etwas gebückter Haltung auf uns zu, als wir wieder einmal abends in das Dämmerdunkel der kleinen, warmen Küche traten. Unsere Strümpfe waren wie aus dem Wasser gezogen. Wir froren hörbar klapperten unsere Zähne. Als ich ein paar beruhigende Worte wie zur Entschuldigung hervorgebracht hatte, fing sie an zu schelten und zu drohen und rief den lieben Gott um seine Hilfe an. Etwas Geheimnisvolles, Prophetisches lag in ihren Worten, so daß mich ein kalter Schauer überlief und ich mir vornahm, von nun an ein anderer Junge zu werden. Wie ein reumütiger Sünder saß ich im Dunkel der Ecke unter der schiefen Dachwand und wagte kein Wort mehr über meine Lippen zu bringen. Mein Freund weinte leise. Er tat mir leid. Das war einen Tag vor dem Heiligen Abend.

Am Vormittage hatte ich in unserer Bodenkammer gefessen und hatte den Paradiesgarten und die Schäferei wieder hervorgefucht. Ein kleines, beruhtes Fenster erhellte spärlich den Raum. An der einen Seite stand eine alte, verschlossene Lade. Mit allerlei buntem Zeug war sie bemalt, und der Staub der Jahre lag in dicker Schicht auf ihrem Deckel. Ich hätte gern gewußt, was in ihr schlummerte! Man hat mich nie hineinschauen lassen. Der große, schwere Schlüssel, rostig und kunstvoll gearbeitet, hing wie ein Geheimnis im Sekretär meines Vaters. Am Silvester, wenn meine Schwestern durch den „Todschlüssel“ das flüssige Blei gossen, das zischend ins Wasser rann, durfte ich ihn einmal anfassen. — Er hätte gut in die knöchigen Hände Franzels gepaßt. Mich fröstelte. — Ihre dunklen Augen wären durch ihn

noch stehender geworden. Ich fürchtete mich manchmal vor Franzel, obwohl sie stets gut zu mir war. — Es war so still hier oben, unter mir lag Franzels Wohnung. Und in dieser Umgebung noch zu sein! Ein paar alte, mottenzerfressene Hosen und Jacken, ein zerrissener Strohhut mit verschossenem Band, ein Stoß schwarzer Kuchenbleche an der Wand, ein Haufen Leinwandstücke, aus deren Löchern bunte Lappen und Lumpen herausguckten, daneben ein verrosteter Petroleumofen, Berge von unbrauchbaren, pensionierten Küchengeräten aus Groß- und Ur-großvaters Zeiten — alles staubbedeckt, grau und glanzlos. Und wie das roch! Da hingen nun Jahre schon ganze Sträuße ver-trockneter Dille und Kümmel, Majoran und Beifuß von der Decke, so daß man sich bücken mußte, um nicht anzustoßen. Aus alten Arzneifläschchen, teils mit Inhalt, kamen Duftwellen und bildeten ein unzer-legbares Gemisch von Gerü-chen. — An einem langen Nagel hing auch mein selbstgenähtes Sanitätstäschchen mit einem windschiefen roten Kreuz darauf, ein Ueberbleibsel von Soldaten- und Indianerspielen vor zwei Jahren. Franzel hatte immer böse Augen gemacht, wenn ich mit diesem Dinge bei ihr eintrat und meinen Freund fortlodte. — Am Abend also ienes Tages vor dem Heiligen Abend wurde mein Freund krank. Er fieberte stark und wimmerte. Die Brust tat so weh! Franzel hatte Berge von Kissen um ihn aufgebaut. Selbstsam flammte die alte Petro-leumlampe, deren müder, roter Schein sich in den Facetten des Lichtschirms spiegelte. Ich saß noch still in meiner Ecke. Das Herz klopfte gewaltig. Wie, wenn er stirbt? — Du bist schuld! — Warum hast du ihn bei dem naßkalten Wetter mit zum Hasenjagen hinausgenommen? Warum hast du ihn nicht hinein-gehen lassen? Er bat dich doch so flehentlich drum. — Er wußte

auch nicht den Weg, den langen Weg durch den einsamen Schnee! — Und diese Kälte! Wie die jetzt noch im Gesichte fraß! — Schwere Schritte im Hausflur. — Der Arzt! — Eine schwere Lungenentzündung. — Gott! Lungenentzündung! — Ob er daran stirbt? Ich konnte die Nacht nicht schlafen und saß am anderen Morgen wieder an seinem Lager. — Meine Weihnachtsachen schleppte ich hinauf zu ihm.

So vergingen bange Tage. — Der Silvesterabend dämmerte durch die Fenster herein. Franzel hatte uns da immer gruselige Geschichten erzählt. Heute schwieg sie bis sie der Kranke bat, zu erzählen. Sie trug keine Bedenken; denn sein Zustand hatte sich gebessert, das Fieber war auch gewichen. Huh! Wie war das schön! Da klapperten Geister durchs Zimmer und wackelten mit dem Kopfe. Gräber taten sich auf, und dumpfe Glocken heulten. Kirchen waren um Mitternacht erleuchtet. Dort hielten die Toten Gottesdienst. Friedhöfe, die sonst still im Monden-schein lagen, wurden lebendig. Geißhalse fielen in bodenlose, dunkle Schächte, die sich hinter ihnen donnernd schloßen. Auf



Das Fest der heiligen drei Könige

insamen Baldkreuzwegen standen „horchende“ alte Weiblein und Männlein. Sie hatten helle Kreise um sich gezogen. — Das „Hörchen“ fesselte mich. In die Zukunft hätte ich auch gern einmal gelauscht. Es ist mir deshalb von den Geschichten, die Franzel erzählte, nur eine klar und hell im Gedächtnis geblieben. Fast kein Silvester vergeht, an dem ich nicht „die Geschichte vom Jespenstischen Leichenzug am Silvesterabend zu Schöned“ und was mir damit passierte, im Kreise lieber Menschen erzähle oder wenigstens an sie denke. — Also „gehört“ hatte der alte, gute Schneider. Er war spät abends noch auf den Oberboden gegangen, um Zwirn zu holen. Dabei hatte er, unter einem Dachbalken stehend, der gegen Morgen zu gerichtet war, ein Vaterunser gebetet, weil durchs Fenster eine so schöne Winternacht hereinsah. Und wie er so still froh die Dorfstraße hinabschaut, sieht er den Leichenzug seines Bruders, des Müllers drunten in der Bodmühle, daherkommen, und auf jedem Hause ein Flämmlein leuchten. — Sein Bruder starb in diesem Jahre und Schöned ging in Flammen auf. Das war doch seltsam! Ob ich's auch einmal versuche? — Franzel hatte auf gehört zu erzählen. Ich schlich im Dunkel hinan. Die Hauslämpchen waren ausgelöscht. Mein Vater saß noch auf dem Schusterschemel. Er hatte noch eilige Arbeit. So, den Kammerschlüssel hätte ich. Kaum hörbar stieg ich die Holzterre zum Dachboden empor. Es war um die neunte Stunde. Nichts rührte sich, nur die dumpfen Hammerschläge meines Vaters kamen herauf. Vor der Türe stand ich still. — Mein Herz pochte schnell und laut. Ferne läuteten Glocken. — Hastig schloß ich auf. Die Türe klemmte. — Mit aller Kraft riß ich an ihr. Da — ein Ruck! Die ersten Worte des Vaterunser hatte ich mir schon zurecht gelegt — da fing ein Rumoren und ein Spektakel drinnen an, als wenn alle verstorbenen Geschlechter wieder aufgestanden wären und würden gerade vor meinen Füßen zerbrechen. Dann ein Splintern und Stampfen, ein Tosten und Klirrendes Rollen. Hohl und zugleich hell hatte es in der alten Lade aufgestöhnt, als ob ein Saiteninstrument einen Fußtritt bekommen hätte. Es funkelte und grinst vor meinen Augen. Mein Herz stand auf Augenblicke still. — Ein Schrei! Ich wollte fort. Die Beine trugen mich nicht. — Dumpf stieß ich mit dem Kopfe an etwas Hartes, Bleisches. Die Sinne verwirrten sich. — Glocken klangen — Türen schlugen — ein Licht tauchte an der Bodentreppe auf. Franzel stand dort mit einer Lampe — unbeweglich, blaß. Ihre Augen hingen förmlich aus den Höhlen. „Ein Geist ist in der Kammer!“ —

Ein sonniger Neujahrsmorgen lag in der Bodenkammer. Beschämt stand ich oben, sammelte die schwarzen Küchenbleche und lehnte sie wieder an ihren Platz.

Was der Toffel-Ernst dralbt hat.

Dr Toffel-Ernst in Mawersberg — Gott hoome salig — war sei kaaner, dar ne Zeiten awos fürmachen tat, un die Geschichte, die er mir dröhl hot, is asu wahr wie ä Ame in Vaterunser. Wie er noch ä kläner Gung war, mußt er oft senn Vater bei dr Arbeit halsen, er mußt spuln. Wie se mitenanner

wieder amol über dr Arbeit soßen, do kimmt ä kläner Mannel zur Tür rei in en grünn Gadel. Dos jogt zun Ernst senn Vater: „Jech ka dir ä Handwerksvörtel weisen, saach har!“ Doderbet bracht er kläner Schachtele aus dr Tack un machet's auf. Do warn lauter kläner Wörmle drinne, die hatten grüße Nagle. Un nu torbieret dos Mannel ne Vater, doß er dos Schachtele kaafen söllt. Dar oder ließ sich of nisch ei. Dos Mannel saht immer wieder: „Kaaß dos Schachtele, nochert giebt dei Arbeit viel schöner!“ Oder dr alte Toffel saht: „Nisch ward! Jech ho ka Bald vor sött's olberch Zeig!“ Off amol war dos Mannel wag!

Dr Alte macht de Tür auf — nisch war ze sah! Dos Mannel war wag. Wie dr Alte wieder reikam, saht er zun Gung: „Ernst,“ saht er, „wäst du, war dos war? Dos war dr Teifel! Wenn iech dos Schachtele kaast häst, häst er uns allezamm gehult!“ Dr Gung saht ka Wort, oder ä Gänshaut is ne aufgeloffen wie ä Riebeisen!

U'geschliffen.

Von W. Robis.

Dr Winkler-Maa drubn vom öbern Dorf war 'ne Seel von en Mensch, gemüthlich un vortraaglich, alleweil fidel un lustig; kurzum ä Kerl, wie er in de Welt paßt. Doß er nu aktuell net 's Pulver derfunden hatt', dofür konnt er ja nett. 's ward viel annern ah esu gie. Schü in dr Schulzeit war er von alln Seiten gern gelieten, sogar vom Schullehrer, wenn er dan ah durch senn schwärn Brüstemich a manche harte Ruß aufzubeißen gob. Ober sist war er doch ä racht gutwillig un a'stellig Kind. Bluß mit 'n bissel Merks (Gedächtnis) wollt's siech durchaus nett eirichten. Do war dr Winkler-Maa wie ä Faß mit Löchern: hier rei, do naus. Bieviele hot siech dr Richter-Lehrer Müß gabn! Bos hot's 'n zum Exempel für A'strenging gekost, eh er dos Gungel suweit hatt, doß er zen Harrn Lehrer „Sie“ saht. Noch in driten, vierin Schuljahr passieret's ne, doß er in dr Raasche (Aufregung) „du“ rausplaket. Do fällt er gerod esu ä „Fall“ ei: Genes schinn Togs — dr Lehrer stand zr Baisperpaus mit senn Kolleg vor dr Haustür — gob's ne kolossale Aufregung für ne klänn Winkler-Maa. Wie er namlich hinten draußen of'n Schulplatz trot, sooch er gerod, wie ne Richter-Lehrer sei großer, grauer Kotrich (Kater) mit en machtn Wurschtzumpel aus'n Küchenfenster rauschuppet. Dos Gungel, nisch ver-

sah, kriegt en Staden ze laden un seget dan Spizbub nooch. Wie er um de Haused rümkam, sooch er ne Lehrer traten. Ganz außer Oten halset (häschen) er: „Du, Sie, Harr Richter! Do Deine Kaß frist Ihre Wurscht.“ Aa, wie dos trollig klang! Die zwä Lehrer hob'n nett garstich gelacht. Mit dan „Sie“ sticht dr Winkler-Maa heit noch of Kriegsfuß. In senn Dörfel hat er sich hallich (dafür) ah net nutwennig, dos garstiche Wörtel abzewenden. Do giebt alles of du un du. Un zieht mol aaner von wu annerich har, do spricht er in seiner gemüthlich Art un Weiß: „A wos, iech denk, mir sprachen geleich du zu enannr.“ Memol hot er sich ä Stückel geleist, wos bluß dr Winkler fertig brengt. 's war an en schinn Harbist-Sunntignoochmittig. Unner Maa hatt siech seine Stiefeln abgezogen, ä Körbel genomme un mar in de Schwamme gange. Do, wie er aus en Dickicht raus-

Klage eines alten Erzgebirgers

Aus der Schachtammer des heimgegangenen Stadtrat Gustav Stefina; darabgebracht seinem verstorbenen ehemaligen Klassenfreund Albin Fiedler, Riesenburg Wiesa.

In alten Togn is nimmer schie,
De Baa, die wolln bass net meh gieh,
De Tack sei guttegar eistalt,
Mir spürt's sei, doß mir ward racht all.

Dr Kopp, dar sieht ganz guttegar graah,
De Kagn, die könne net viel saach
Mir ward vergahlich, merkt nisch meh,
Dr ganze Rumpes¹⁾ tut enn weh.

's Gehär läßt nooch; ward wos geredt,
Brüchlich: mersch falsch un aah gar nett,
De Luderchawngd loogt gar d'zu:
„J, wos se härt wolln, härt se schuh!“

Un wenn m'rich 's Beste aff'n tut,
's schmedt aegn sist nör halb su gut;
De Jäh sahn, abgekaut muh noh,
Denochert wärgt's ne Mogn ball oh.

Nu ward gar noch dr Od'n klemm,
Im Bloosbalg²⁾ is e gruß' Gesslemm,
Un tut mir gar e Bargel steign,
Do haacht's geleich: Ne Schwaach ohtreign.

Sist hot en gut de Pfeif' geschmedt,
Die wur racht stähig agestekt;
Doch ihe: Aus is mit 'n Raachn!
Mir sieht, mir tut zu nisch meh' taagn.

Un kriecht mir ohmds nei in sei Bett
Do gieht's ah mit'n Schloß net;
Mir wäst do stundenlang sich rim,
Zuleht gieht alles immedim.

Hot mir a Naherle³⁾ gemacht,
Do is mir wieder schnell drmacht;
Mir legt ball krumm sich, ball gerood,
Bis en dr Krampf zieht in dr Wood.

Su gieht dos Ding in aane fort,
Ball zuckt's en do, ball krampf's en dort.
Ball racht in Arm, ball in de Knie,
Kant's sei gelabn: 's is nimmer schie.

¹⁾ Rumpes = Leib; ²⁾ „Bloosbalg“, Ausdruck für Lunge; ³⁾ Naherle = Schläfchen.

trot, kam ä fein ahgezugner Maa off ne zu. „Ach, guter Mann!“ jacht dar, „ich komme aus Wernersgrün und will nach Schwarzenbach. Ich habe den Weg verfehlt und irre schon zwei Stunden im Walde herum. Bitte, können Sie mir nicht sagen, wie ich am besten nach Schwarzenbach komme?“ „Nooch Schwarzenbach?“ maanet dr Winkler-Maa treiberzig um zeigt off en Waldwag, „do mußt de do nei giehe.“ Dar Maa horchet nett schlacht, wie 'r „du“ gehaahn wur. „Na, erlauben Sie mal,“ ging 'r in de Höh', „ich bin der neue Bürgermeister von Schwarzenbach!“ „Do mußt de ah do nei giehe!“ verfehlet dr Winkler-Mann u'beirrt un schlumpet mir senn Schwammeförbel wetter.

Egal äwos Rei's un nisch Geisheit's!

Äwos Rei's war aufkomme in unnern Dorf, wu bis ihe niemand dra gedacht hätt: Z e n s u r n für de Schulkinner! Habn do de Kinner gelauscht, wie n dr Harr Lehrer die Sach äsu ausenannerposamentiert hot! „Ja,“ jacht 'r, „do kriegt jed's ä Büchel, un do stiecht alls drinne, wenn epper aans net racht gefolgt hot, un wenn aans de Sprüch' net gelarnt hot, un ah, wenn aans net gut lasen un schreiben un rachne ka! Dos stiecht alles drinne!“ Dos war nu ä biese Sach für de Kinner zamm, vollersch für de Gunge, 's war halt doch dar un gener, dar ä wing offn Kerbholz hatt! Ne Schuster-Heiner sei Gruher jacht derhalbn zu en Leidensgefahrten: „Gaa! äwos Rei's un nisch Geisheit's!“ Dr Sommer vrgahng, Michaele kam ra un dodermiet ah de Zeit, wu's de Zensurn gabn sollt. De letzten Woch' habn die arme Kinner von wetter nisch gestrieten, wie von dan bieses Zensurn. De Maadle konntn sei gar nimmer schlofen. De Gunge hobn besser schlofen könne. Wie dar grüße Tog do war, soß dr Schuster-Heiner off senn Saffel un hanteret an en alten Stiefel rüm. Dr Gung war in dr Schul, dar söllt heit seine erschten Zensurn miet ehem bränge. Wie nu mei Schuster äsu ä Zwack nooch dr annern neischlög, do gieht de Tür auf, dr Gung kimmt rei, haat sei Schulzeig hie in dr Eck un will wieder naus an de frische Lust. Do sog dr Vater: „Nu, de Zensurn sei wuhl gar net äsu racht extra? Hä?“ Do jacht dr Gung: „J. Vater,“ jacht 'r, „de Hauptfach is, doß mr alle gesund sei!“

Wuhar kennst de mieh?

(Annaburger Mundart.)

Gewöhnlich sogt mr'sch von de Berliner Schustergunge: Dos sei geriebne Kunden; die stecken Dinger raus, an die unner äns kaun dächt, geschweia, doß mr sch: ausführn tät. Ober 's fahlt aa bei uns nett an sitten Brüdern. Jech ho's emol gefah wie sich su ä Annabarger Kartengassengung (die Jungen der Kartengasse in Annaberg standen im Rufe besonderer Pfiffigkeit) of ganz schlaue Weiß' äne Mark vrdient hot. An Mark (Mark) bein Fren-Loden stiecht e seiner Maa, aus Annaberg

war 'r nett, e Fremder war'sch, war wäß wuhar. Dar hatt ene Quetschbrill off dr Nos', vorne e goldenes Uhrkeetel, in dr Hand hielt 'r ene Postkart, die 'r vornst erscht in Museum an seine Fraa geschriebe hat, die wollt 'r of de Post schaffen, ober dos hat läne Eil, drüm begucke 'r sich erscht in aller Gemütsruh die W'denken mit schinn Annebarger Bildeln un annere Sachen, die in dan Lodenfanster stinne. Un do ständ 'r nu do, Zeit mocht 'r mehr wie zewiel hobn, de Hand mit dr Postkart hintennüm gehalten, un mit'n Spazierstock baumelet 'r hie un har, wie mr abn nu mannichmol gemütlisch stieh bläbbt, wenn mr su rümzotelt. 's muß schie sei, wenn mr sich mol su racht

gieh lassen ka un sich net ze kümmern braucht, wu mr de nächste Börtelstund sei muß, un abn ne liebn Gott en fromme Maa sei läßt. Do kimmt mei Lurian, dr Kartengassengung, dar sich en Lottich machen wollt, guckt sich dan sein'n Maa von hinten a, stellt sich dann nahn ne na, zist de Müß ro un sogt: „Guten Tag, Harr Wilsdorf!“ Do fährt dar Fremde in de Höh', guckt dan Gung a wie 'r drtappter Spitzhub ne Schandarm un sogt: „Ranu, kennst du mich?“ „Eiju!“ „Suuu? Ober iech kenn diech net.“ „Schad't aa nisch!“ „Nu, wuhar kennst de mieh dä?“ „Dos möchten Se wuhl garn wissen?“ „Du bist doch von do, nowarr?“ (nicht wahr?“ „Hah.“ „Wie fast de mieh dä do kenne! Jech bie net dr Harr Wilsdorf.“ Dos soget 'r nár, weil 'r dan Gung kumfus machen wollt. „Sie sei abn dr Harr Wilsdorf! Sie möchten sich wuhl raus-schwindeln? Gibt's nett!“ „Nu, do sog nár ämol, Gung, wuhar du mieh kennst!“ „J, wenn Sie's nár sei, dos annere braucht Sie net ze kümmern!“

„Gung, du machst mieh neugierig, triegst ene Mark, wenn de's sogst!“ „Ene Mark? Erscht raus drmiet! Besser is besser.“ Un dar Fremde rückt ene Mark raus. Dos Ding is doch zu nárriß! Dohier in dare wildfremden Stadt e Bekanntes ze raffen! „Also, wuhar wäßt du dä, war iech bie?“ Do gib't dr Gung zum besten. „Dos stiecht ja off dare Postkart, die Sie in Ihre Fraa geschriebe hobn!“ Dar Fremde guckt erscht, rochert nimmt 'r sen'n Spazierstock huuch wie dr Kanter 's Rohrstackel, un „Schar diech ehäm!“ schreit 'r. Dar Gung läßt sich dos net zwämol sogn, dar faust mit dare verdienten Mark drou. Dr Fremde kimmt sich für'n Mägnblick vür wie ageleimt, denkt ober nooch ener Weil: „Dar Spaß hot mir gefalln, nár hätt e Fümfer aa zugelangt!“

Emil Müller.

Se ka amende racht hobn!

„Karlne,“ jacht dr Schuster-Heiner, wie 'r aus'n Miletär-verei' ham kam, „Karlne,“ jacht 'r, „hot oder dar neie Schul-naaster heit ä Red geia! Orntlich warm is mir wor'n! Wenn wieder ämol Brämming is, waar iech ah ämol ä Red halten!“ Do jacht de Karlne treiharzig: „August,“ jacht se, „wenn de äwos halten willst, do halt's Maul!“



Großmutter erzählt unterm Weihnachtsbaum Geschichten aus dem Märchenwald.